
Osteuropas Wirtschaft in der Nachkriegszeit

Rezension von: Ivan T. Berend, *Central and Eastern Europe 1944 - 1993. Detour from the Periphery to the Periphery*, Cambridge University Press, Cambridge 1996, 414 Seiten, £ 45,-.

Kaum jemand dürfte für die Abfassung einer solchen Studie geeigneter sein als Ivan Berend. Der ungarische Wirtschaftshistoriker setzt sich schon seit vielen Jahrzehnten mit diesem Thema auseinander, also bereits zu Zeiten, als es die Forschungsgemeinschaft nur am Rande behandelte. Seine zusammen mit G. Ranky verfaßte Arbeit „*The European Periphery and Industrialization 1780 - 1914*“ (1982) wurde zu einem Standardwerk auch für den Westen.

Berend nahm in der kommunistischen Periode hohe Funktionen in der ungarischen Gesellschaft ein; so bekleidete er die Posten eines Universitätsrektors und eines Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Allerdings zählte er immer zum liberalen, stets Reformen vorantreibenden Flügel der Staatspartei. Konsequenterweise wurde er auch zum Vorsitzenden der Kommission für die Reform der ungarischen Wirtschaft berufen. Heute lehrt er an der University of California, Los Angeles. Berücksichtigt man die Rolle, welche Ungarn für die Auflösung des kommunistischen Systems spielte, dann wird man wohl sagen können, daß Berend zu den Wegbereitern der geistigen Wende im Osten zählte.

Diese persönlichen Elemente prägen auch den Aufbau des Buches. In einem kurzen Einleitungskapitel behandelt er die historische Entwicklung des ostmitteleuropäischen Wirtschaftsraumes, wel-

cher durch ökonomische und soziale Rückständigkeit gekennzeichnet war. Die politische Konstanz dieser Region sieht er darin, daß deren Länder, in Frontstellung gegen den Westen, dessen Niveau zu erreichen trachteten.

Dieser Hypothese wird man nicht zur Gänze folgen können, weil eine solche Frontstellung nur gegenüber den „Unterdrückerstaaten“, der Doppelmonarchie und Deutschland, bestand, in keiner Weise jedoch gegenüber den Westmächten, wie England und Frankreich, welche im Gegenteil während der Zwischenkriegszeit sozusagen als Schutzmächte betrachtet wurden. Dennoch findet sich dieser Gedanke des Autors später in der Beurteilung des kommunistischen Systems wieder.

Die Studie beginnt eigentlich mit der kommunistischen Machtergreifung in Osteuropa. Berend sieht darin eine Konsequenz des Kalten Krieges, in dem er das große historische Drama des gegenseitigen Mißtrauens ausmacht, wiewohl er als eine wesentliche Ursache dafür den Verfolgungswahn Stalins diagnostiziert. Er stellt die rhetorische Frage, was geschehen wäre, hätte sich die Kooperation aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs fortgesetzt.

Hier könnten abermals die Meinungen auseinandergehen. Denn die Sowjetunion wurde ja zunächst tatsächlich in alle Nachkriegsinstitutionen, wie etwa die UNO, integriert. Auf der anderen Seite bleibt offen, wie sich die Zusammenarbeit des Krieges zwischen einer demokratischen Welt und einem System hätte vollziehen können, das nicht nur totalitär war, sondern auch eine - um es vorsichtig auszudrücken - missionarischen Charakter an den Tag legte. Eine Frage, zu welcher Berend im folgenden Kapitel über den kommunistischen Terror selbst die Basis liefert.

In dieser Phase erfolgte in allen ostmitteleuropäischen Staaten die totale Umstellung aller Lebensbereiche auf das sowjetische Modell, auch auf die

vollständig verstaatlichte und geplante Wirtschaft. Diese ermöglichte außerordentlich hohe Investitionsquoten, welche zu einer forcierten Industrialisierung führten, freilich auf Kosten von Qualität und technischer Entwicklung sowie konzentriert auf die Rüstungsindustrie.

Die totale Vernachlässigung des privaten Konsums und der permanente Terror führten schon in den fünfziger Jahren zu den notorischen Aufständen, welche schließlich in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts eine neue Periode des Kommunismus entstehen ließen, jene der „friedlichen Koexistenz“. Darin wurde die Rüstungsproduktion zugunsten der Konsumgüterindustrie und der Landwirtschaft restringiert, und es gelang, den Lebensstandard der Bevölkerung signifikant zu steigern.

Berend sieht diese Phase vergleichsweise positiv. Darin wären jene sozialen und ökonomischen Strukturveränderungen vor sich gegangen, welche die ostmitteleuropäischen Gebiete an das Niveau entwickelter Industriestaaten herangeführt hätten. Infolge der nach wie vor sehr hohen Investitionsquote wären diese Länder viel schneller gewachsen als sämtliche andere Regionen der Welt. Letztere Aussage erscheint allerdings diskussionswürdig, weil sie sich teilweise auf die Daten von Bairoch (1) stützen, welcher das BIP-Wachstum dieser Staaten weit überschätzte. Danach wäre das Pro-Kopf-Einkommen sowohl der DDR als auch der CSSR 1973 um mehr als 10% höher gelegen als das österreichische! (2)

Sei dem wie immer. Diese „Modernisierung“ hätte, nach Meinung des Autors, die westeuropäische Entwicklung des 19. Jahrhunderts nachgeholt. Die in den siebziger Jahren einsetzende neue technische Revolution der Informatik konnte jedoch, auf Grund der dem Planungssystem inhärenten Schwächen, überhaupt nicht mitvollzogen werden. Die auf Importsubstitution gerichtete

Politik der sechziger Jahre vermochte eine Richtungsänderung auf Einbindung in den internationalen Handel nicht zu verwirklichen. Der Versuch, durch massive Importe die technische Stagnation zu überwinden, führte schließlich zu einer massiven Verschuldung - und in manchen Fällen zur Zahlungsunfähigkeit; in allen jedoch zur ökonomischen Stagnation.

Die siebziger Jahre wurden schließlich entscheidend für die Formierung von Oppositionsgruppen in diesen Ländern. Hatten sich, nach Auffassung Berends, in den sechziger Jahren noch viele Intellektuelle mit dem System identifiziert, weil sie den sozialen Wandel vorantreiben wollten, kam es nunmehr zum totalen Bruch, zum Entstehen einer „Zweiten Gesellschaft“.

Da auch die Sowjetunion, die um die Mitte der siebziger Jahre noch ein Drittel aller Staaten kontrolliert hatte, immer schwächer wurde - sie vermochte infolge ihrer ökonomischen Unzulänglichkeit nicht mehr in den Rüstungswettlauf einzutreten - und schließlich unter Gorbatschow selbst die Liberalisierung einleitete, brach das System letztlich unter dem Druck der aktiv gewordenen Bevölkerung zusammen.

Der Wandel wurde in Ost und West emphatisch begrüßt. Hohe Erwartungen entstanden da wie dort, welchen die Realitäten nicht entsprechen konnten. Die hohen Hilfszusagen des Westens wurden nur zu einem Bruchteil realisiert, und die Transformation erwies sich weit schwieriger als erwartet. Berend zitiert alle Argumente, welche den schweren Rückschlag der osteuropäischen Volkswirtschaften erklären wollen und billigt ihnen auch einige Relevanz zu, sieht aber letztlich die Hauptursache in einem ideologischen Faktor. Viele der Wirtschaftspolitiker des neuen Ostens seien „Gläubige“ gewesen. Sie hätten einer „Marktwirtschaft ohne Adjektive“ vertraut. Weder die skandinavischen Systeme, noch die

österreichische „Sozialpartnerschaft“, noch die erfolgreiche Politik der asiatischen „Tigerstaaten“ sei für sie ein Modell gewesen. Dieses naive Herangehen an die Transformationsprobleme, das überdies von den internationalen Organisationen empfohlen wurde, entblößte weite Wirtschaftsbereiche jeglichen Schutzes und zwang ihnen ein Veränderungstempo auf, das weit über die Kapazitäten der Wirtschaftssubjekte hinausging.

Nirgendwo erwies sich der neoklassische Ansatz derart verhängnisvoll wie in der Transformation Osteuropas. Man mag es als tragisch betrachten, daß indessen die Neue Institutionenökonomie nicht nur die Bedeutung der Institutionen und des institutionellen Wandels, der „*governance structure*“, für die Wirtschaftsentwicklung herausgearbeitet hat, sondern immer wieder auf die lange Dauer dieses Wandels, „*path dependence*“, hinweist. Davon scheint kaum etwas in die internationalen Wirtschaftsorganisationen gedrungen zu sein, ebensowenig wie die Erfahrungen der europäischen Transformation nach 1945.

Daher betrachtet Berend die langfristigen Entwicklungsperspektiven der osteuropäischen Volkswirtschaften mit einiger Skepsis. Zwar sei die „kleine Privatisierung“ weitgehend gelungen, aber die Umstrukturierung des Blocks der industriellen Großbetriebe steckt bestenfalls in den Ansätzen. Die historische Erfahrung zeige, daß es diesen Regionen bereits in den Krisen von 1870 und 1930 nicht gelungen sei, ihre

Industriestruktur den neuen Erfordernissen anzupassen, worauf sich deren ökonomische Stagnation zurückführen lasse. Nunmehr könnte sich eine ähnliche Konstellation ergeben.

Auch wenn man nicht unbedingt diesem Argument folgen will und den osteuropäischen Rückstand einfach aus der regional und zeitlich sequentiellen Entwicklung der Industrialisierung ableitet, wie sie Hoffmann und Rostow statuiert haben, besteht sicherlich einiger Grund, die osteuropäische Wirtschaftslage mit Zurückhaltung zu betrachten.

Berends Buch verdient nicht nur vom Inhalt her große Aufmerksamkeit, es ist auch farbig und stellenweise mitreißend geschrieben. (3) Vor allem dort, wo er die politischen Ereignisse in den ostmitteleuropäischen Ländern schildert. Offensichtlich hat viel Autobiographisches den Duktus dieser Studie bestimmt.

Felix Butschek

Anmerkungen

- (1) Bairoch, P., Europe's gross national product 1800-1975, in: The Journal of European Economic History 5 (1976).
- (2) Butschek, F., External Shocks and Long-Term Patterns of Economic Growth in Central and Eastern Europe, in: Good, D.F. (Hrsg.), Economic Transformation in East Central Europe, Legacies from the Past and Policies for the Future (London 1994).
- (3) Leider gibt es vor allem im ersten Teil des Buches zahlreiche Schreibfehler, besonders in deutschsprachigen Begriffen.